

Ich war schon mehrere Tage in London, hatte den Fürsten Skapotkin kennen gelernt, nach der Kaiserin Eugenie mich erkundigt und den großen alten Mann gesehen, der den Homer kommentiert und die Zylinder befreit will — ich war in den belebtesten Straßen freudig und quer umhergeschlichen — ich hatte mich Sonntags gelangweilt, Montags die Heilsarmee, Dienstags die Verhaftung von Dieben gesehen und war Mittwochs betäubt und ermattet von dem Geleise des Straßenverkehrs in mein Hotel gekommen — als Donnerstag des Abends mein freundlicher Führer zu mir in's Zimmer trat und mich anrief: „Wollen Sie nicht mit mir zu Stepiat gehen?“

„Stepliat?“ erwiderte ich. „Wer ist das?“ „Antworte ich. „Und nach Einbruch der Dämmerung machten wir uns auf die Reise nach einem hübschlichen Vororte Londons. An Ort und Stelle angelangt, trennten wir in ein freundliches Gässchen.“

Die Räume sind einfach, aber geschmackvoll eingerichtet. Nichts deutet darauf hin, daß wir uns in eines Nihilisten-Leaders Heim befinden, das häufig „Conspiratoren“ empfangt. Keine Zitate, kein Revolver, kein Dolch, nichts aus, was eine Dynamitombe ausseht, ist zu bemerken. Die Hausfrau, eine russische Jüdin, wackelt ruhig mit einer bezugnehmenden, aufrichtigen Lebensweisheit über ihres Amtes, der Hausfrau hat für jeden Gast ein freundliches Wort. Bald wird der unermüdliche Thee serviert; das Gespräch dreht sich um Tagesereignisse und so konnte man sich in eine recht spielerische Gesellschaft verhalten, wenn nicht die interessanten, fremdartigen Erscheinungen — hier Männer mit gebräuntem Gesichtern und tiefgeschwarzen Haaren und Bart, dort einige Damen mit gebläuterten Kopfhäuten in etwas nachlässiger Toilette, da wieder ein junger, blonder Mann mit einem unheimlich allen Gesicht — daran erinnern, daß wir unter Revolutionären seien, die ein sehr bewegtes, gefährliches Leben hinter sich, vielleicht auch wieder vor sich haben.

Es wurde lebhaft durcheinander gesprochen; lebhaft auch und drastisch waren die Gebarden, welche die Redner begleiteten. Bald hatte man das Alltagsgespräch fast bekommen, und nun wurden vergleichende Gefängnisführer getrieben. Dies geschah mit großer Sachkenntnis. Von den anwesenden Russen hat es wohl keinen einzigen gegeben, der nicht schon hinter Schloß und Riegel gefesselt; einige hatten sogar schon Gefängnis erlebt, als Gefangene jahrelang Erfahrungen zu machen.

Ein blonder Russe führte lebhaft das Wort. Er ist Spezialist in Gefängnis-Angelegenheiten und kennt aus höchst eigener Erfahrung die besten und schlechtesten Gefängnisse der Welt. Er weiß viel zu berichten und erzählt mit Vorliebe humoristische Episoden. Welche sonderbarer Contrast — ein lustiger Nihilist!

Er war Student im ersten Jahrgang der medicinischen Facultät, als er wegen aller freisinniger Bestimmung — zu Thesen hatte er es noch nicht bringen können — auf die „große Reise“ nach Sibirien wurde. „Er gehörte einem großen Gefangenentransport an, dem er in Ermangelung eines Arztes die Dienste eines solchen zu leisten gezwungen wurde. Da traf es sich, daß ein Soldat der Escorte von heftigen Magenkrämpfen ergriffen wurde. Unser Arzt wider Willen und ohne Wissen verordnete aus seinem geringen Vorrath an Medicamenten dem Kranken statt einer Wismuth- und Arzenei aus Versetzen eine große Dosis Narkotin — bekanntlich ein sehr scharfes Präparat — das in solcher Quantität genossen, gefährliche Zustände hervorruft. Als der Arzt seinen Irrthum gewahrte, war der Soldat bereits weggegangen. Bergeden sahndete der verzweifelte Arzt nach seinem Patienten, um ihm ein Gegenmittel zu geben; er hatte sich wieder die Physiognomie des Soldaten gemerkt, noch kannte er seinen Namen. Am dritten Tage erschien der Todeskriegs, stürzte dem Arzt zu Füßen und rief: „Eine Medicin, Väterchen, hast Du mir gegeben — das ist die wahre! Drei Tage habe ich vor schmerzhaften Schmerzen mich auf dem Boden gewälzt, in die Erde habe ich vor Qualen gegriffen, dem Ende nahe glaubte ich mich — so prächtig hat Dein Mittel gewirkt, Väterchen. Jetzt bin ich ganz gesund und ich bin gekommen, Dir zu danken, daß Du mir ein starkes, edles Soldatenmittel gegeben, nicht so einen Kinderbrei!“

Was ein russischer Magen Alles vertragen kann! Düstere Klang es, als der gesprächige Nihilist Folgendes erzählte: „Wir waren auf dem Wege nach dem östlichen Sibirien. Als wir vor der Station Krasnojarsk anlangten, trat während einer Rast der Doyen der „Criminellen“ (die wegen gemeiner Verbrechen verurteilt sind) an uns „Politischen“ heran und bat um milde Gaben.“

„Ich hoffe“, sagte er, „die Herrschaften werden großmüthig sein; wir brauchen hier Geld für den Henter!“ „Für den Henter? Was soll das heißen?“ fragten wir. „Nun, die Herrschaften mögen erfahren“, erwiderte das Oberhaupt der „Criminellen“, „daß wir eine Partie von „Bagabunden“ mit uns haben. Es sind dies Leute, die ohne Hülfe oder sonstige genügende Legitimationspapiere in Rußland aufgegriffen werden und nach dem Gesetze nach Sibirien verschickt werden. Bevor sich die „Bagabunden“ dort niederlassen dürfen, erhalten sie je dreißig Knutenhiebe. Wenn man den Henter nicht bestechen würde, so könnte es den armen Jungen schlecht ergehen. Schmeieren wir den Henter nicht, dann wüthet er. Wenn man ihm aber vor der Execution 15 bis 20 Rubel in die Hand drückt, dann peitscht er nur in die Luft.“

Wir feuerten die gewünschte Summe zusammen und übergaben sie dem Vertreter der Criminellen, der in einfachen, aber herzlich Worten dankte. Die Erzählung des Criminellen-Vertreters erwiderte in uns den Wunsch, den gefürchteten Knutenhieben kennen zu lernen, resp. in aller Freundschaft und nicht in Ausübung seiner Funktion. In Krasnojarsk angelangt, suchten wir ihn auf und lösten ihm mit einigen Rubeln in die Tasche. Er wehte uns in die complicirte Kunst des Knutenens ein. Er behandelte sein Instrument mit sauremweiger Butter. Vor uns zerlegte er ein Brett entzwei. Dann knallte und suchte er mit seiner Knute — ein kurzer Stiel mit Lederbesatz — an deren Ende ein Leinwandstück befestigt ist — ganz einseitig umher — ließ sie mit aller Wucht auf ein Brett niedersinken und berührte es dabei kaum. Nur an dem Ausbleiben des Schalles beim Aufschlagen der Leinwand auf das Brett konnte man erkennen, daß der „Henter“ einen Scheinheil ausgeführt. Sehr leicht kann der beim Knuten die Luftschicht führende Officier getäuscht werden, wenn anders derjenige, dem die Knutung zugedacht ist, Schmerzen zu simuliren versteht.

Im Gemache herrschte Stille; die Erzählung hatte so tiefen Eindruck gemacht, als hätten die Anwesenden zum ersten Male bemerkt, daß in Rußland noch die Knute in Anwendung gebracht wird. Die Rede kam jetzt auf den großen Antheil, den russische Frauen an den revolutionären Versuchen nehmen, und es wurde hervorgehoben, wie tapfer die von schwachen Geschlecht das Gefängnisleben mit seinen unerträglichen Qualen aushalten. Natürlich sprach man auch von der bekannten russischen Freiheitskämpferin Sofie Ginskij. Um den fürchterlichen Leiden, denen dieselbe in der Schlüsselburg ausgesetzt war, ein Ende zu machen, beschloß sie, sich zu tödten. Sie wählte sich eine Schere zu verschaffen, die leider nur allzu stumpf war. In mühseliger Arbeit gelang es ihr, in der Nacht sich die Adern an der linken Hand förmlich aufzuschneiden und so konnte sie denn verbluten — die Wänter fanden sie am nächsten Morgen todt. Wie Herr Stepliat erzählt, wird der greise russische Revolutionär Theodor Lavroff, der seit Jahresfrist in Paris lebt, demnächst eine ausführliche Biographie der Sofie Ginskij veröffentlichen.

Als stummer Zuhörer hatte bisher in einer Ecke ein Jüngling mit unheimlich glühenden Augen im eingefallenen Gesicht gesessen, den man seinem Neuherr nach für einen Italiener halten konnte. Es ist ein — tauschlicher Fürst. Mühsam erhebt er sich von dem Hautteil und nimmt nun einigen Theil am Gespräch. Er spricht in kurzen, gebrochenen Sätzen, ab und zu hält er inne und preßt mit schmerzfühltem Gesichtsausdruck die Finger an die Schläfen. Daß er lobkränkt ist, daran läßt sich nicht zweifeln. Vor drei Jahren war er ein kraftvoller Mann. In den fünf Jahren Bombenverbrechen verwickelt, wurde er zu drei Jahren Kerker verurtheilt, aus dem er kürzlich entlassen worden ist.

„Was ist in Frankreich nicht besser, als in Rußland?“ erzählt der Kaufmann mit hoher Stimme. „Wir büßten als Gefangene der französischen Republik wohl spazieren gehen. Eine Stunde täglich. Wir wurden in den Hof geführt, aber sehen konnten wir einander nicht, denn jeder mußte eine schwarze Maske anlegen, ehe er in's Freie trat. Man dachte, was das heißt: tagüber mütterfellenallein in der Zelle und dann während des Spaziergangs nichts als die Galgengeister unserer Feinde, der Aufseher, erschauen zu können! Das sind brutale Gesellen, nicht besser als der Henter von Krasnojarsk. Sie benötigen sehr häufig das Maste-tragen als vollkommenen Vorrath zu allerlei Grausamkeiten. Jeden Augenblick fürzte einer von ihnen auf den Einen oder den Andern zu und schlug mit brutaler Faust auf die Maske los, als hätte man den Versuch gemacht, die Maske zu lüften. Man schrie, man buldete. Auch ich. Mein Gott, was wollte man thun? Eines Tages konnte ich aber nicht mehr an mich halten; als er mich wieder brutal behandelte, verfehlte ich ihm einen Schlag in's Gesicht. Ich mußte dann zwei Wochen in der Correction verbringen. Und die Correction? O, die ist fürchterlich!“

Der unglückliche junge Mann schauerte zusammen und brach seine Erzählung ab. So neugierig wir auch auf die Schilderung der Correction waren, unterließen wir es doch, den Erzähler darum zu bitten, als wir sahen, wie mächtig ihn die Erinnerung er-

schütterte. Bald darauf verabschiedete man sich — in sehr trüber Stimmung. Ein Nihilisten-Jour ist eben nicht heiter. London, im Juni 1893.

**Totenstadt-Erklärung.** Man mag es, abgesehen vom wissenschaftlichen Interesse, recht sinnreich finden, daß auf einer Weltausstellung auch die „Vergänglichkeit“ aller Irdischen“ ausgestellt wird, wenigstens alles glänzenden Menschenwerkes. Jedemfalls ist der antike Friedhof im anthropologischen Gebäude der Chicagoer Weltausstellung — das wegen der unangünstigen Umgebung und des geschlechtlichen Anstriches nicht so viel zu sehen findet, wie es verdienen — sehr empfehlenswert für Jedermann, dessen Denken und Sinnen überhaupt jemals über den flüchtigen Augenblick hinausgeht.

Am stärksten in dieser Totenstadt ist Südamerika, und darunter wieder die westliche Küste besitzend, vertreten, und gerade hierdurch thut sich diese Ausstellung besonders hervor. Ist doch der alte Friedhof von Ancon in Peru, 23 Meilen von Lima, einer der ältesten und merkwürdigsten der Welt, und sein Inhalt könnte großentheils von Untindien mit Reliquien aus der ägyptischen Pharaonenzeit und sonstigen antiken orientalischen Grabstätten verwechselt werden. 127 Gräber haben allein aus dem Friedhof von Ancon für die Ausstellung erhalten müssen. Der Superintendent der archäologischen Abtheilung, George A. Dorsey, hat 16 Monate lang in den südamerikanischen Gräbern herumgesehen, um eine möglichst vollständige Sammlung zu erhalten. Da liegen nun die alten Peruaner — die schon zur Zeit der spanischen Eroberung längt in das Totenreich eingegangen waren — in der Weichen Stadt so friedlich, wie in dem barten cementartigen Kies von Ancon, und neben ihnen erblüht man die Töpferarbeiten, Geräthe, Waffen und getreu wiedergegebene Nachahmungen, von denen sich die Leiden auf ihrer langen Reise erhalten sollten.

Die Arme wurden nicht über die Brust gefaltet, und die Beine fast stets herausgezogen, bis die Knie beinahe das Kinn des Toten berührten; dann wurde die Leiche in Tuch geschlagen und mit Striden aus Alama-Wolle oder Menschenhaar fest zusammengebunden. Vor die Leiche des Familienvaters wurden Töpfe mit Pfeffer und Salz gestellt. Mann und Weib wurden fast immer nebeneinander gelegt. Neben den Mumien fand man Säcken mit Medicinen hängen, sowie Täfeln mit hieroglyphischen Zeichnungen, welche die Wissenschaften scheinlich niemals wird entziffern können! Außerdem fanden sich Säcken mit Mais und Bohnen mit Erbsen. Neben die Leiche der Frau wurde ein zierliches, aus Rinde gefertigtes Kästchen gestellt, mit Handarbeiten-Werkzeugen und Lebensmitteln gefüllt; und zu ihren Füßen ein einfacher Weidstuhl, mit Kissen aus Cactus-Weiden. Unerklärlich ist auch, daß der oft sich zeigende Brauch abliehen, einer Mumie einen falschen Kopf aufzusetzen, dessen Haupttheil ein mit Stroh gefülltes Säckchen war, während die Augen aus Muscheln bestanden, die Nase aus Wollse, und der Mund aus Strid; oben war ein Bandwägen aus Stroh aufgesetzt. Das Weibere der eingeschrumpften, rissigen Haut an den Mumien, die man bis jetzt geöffnet weißt, auch darauf hin, daß jene Nation reichlich Farbe an Leiden, und wohl auch an lebenden Körpern anwendete, sei es, um ihnen ein kriegerisches Aussehen zu geben, sei es auch bloß des Schmuckes halber.

Obwohl sich nicht einmal die Zeit mehr feststellen läßt, in welcher das bestrebende Geschlecht gelebt hat, liefern die Gräber genügenden Beweis dafür, daß wir es hier mit einem sehr barbarischen Volke zu thun haben, welches zugleich die Jagd liebt, ein ziemlich ausgebildetes Religionswesen hatte und dem Vergnügen der Kinderwelt nicht geringe Aufmerksamkeit widmete. Wir lernen aus der Ausstellung nicht nur die Begräbnisbräuche dieser vorgeschichtlichen Peruaner, sondern auch ihre Fortschritte in der Kleider-, Töpferarbeiten- und Waffenfabrikation kennen.

Offenbar wurden gewöhnlich ganze Familien in einem Grab beerdigt. Dabei fällt ein merkwürdiger Umstand auf, nämlich: daß in allen Fällen, die man bis jetzt unteruchen konnte, alle Leichen in dem nämlichen Grab zur gleichen Zeit beerdigt worden zu sein scheinen. Sollte auch dort der schaurige Brauch bestanden haben, wenn das Haupt einer Familie farbte, die überlebenden Angehörigen zu tödten oder lebend mit zu begraben? Dr. Dorsey und andere Forscher konnten nicht die geringsten directen Anhaltspunkte für eine solche Theorie finden, welche übrigens noch nicht einmal ausreicht wäre zur Erklärung dieser allgemeinen Erscheinung. Einmalen ist Dr. Dorsey zu dem Schluß gelangt,

daß die vielen Gräber in Ancon durch irgend eine große Seuche gefüllt worden seien, welche sehr viele Familien völlig dahingerafft habe. (Es ist daher bacillen fürchtigen Besuchern zu rathe, sich nicht zu nahe an diese Ausstellung heranzuwagen, — denn wer weiß, zu welcher Niedertracht so ein südländischer Bacillus oder seine Nachkommen selbst nach Jahrtausenden noch fähig sind?)

Bei Bereitung dieser Gräber wurde der Sand von der Oberfläche abgeschöpft, und dann wurde in dem festen Kiesboden ein Loch gemacht, dessen Tiefe zwischen 6 u. 20 Fuß schwankte. In dieses wurden die Leichen nebst Zubehör gelegt. Niemals befeuchtet ein Regen die Oberfläche von Ancon. Der Kies enthält große Mengen Kalkstoff, und die Leichen, die in Kalkbunastene und Blätter eingeschlagen wurden, waren zur Zeit ihrer Entdeckung ziemlich gut erhalten, obgleich sie offenbar mit feinerer Einbalmsalutamas-Flutidum behandelt worden waren.

Die Arme wurden nicht über die Brust gefaltet, und die Beine fast stets herausgezogen, bis die Knie beinahe das Kinn des Toten berührten; dann wurde die Leiche in Tuch geschlagen und mit Striden aus Alama-Wolle oder Menschenhaar fest zusammengebunden. Vor die Leiche des Familienvaters wurden Töpfe mit Pfeffer und Salz gestellt. Mann und Weib wurden fast immer nebeneinander gelegt. Neben den Mumien fand man Säcken mit Medicinen hängen, sowie Täfeln mit hieroglyphischen Zeichnungen, welche die Wissenschaften scheinlich niemals wird entziffern können! Außerdem fanden sich Säcken mit Mais und Bohnen mit Erbsen. Neben die Leiche der Frau wurde ein zierliches, aus Rinde gefertigtes Kästchen gestellt, mit Handarbeiten-Werkzeugen und Lebensmitteln gefüllt; und zu ihren Füßen ein einfacher Weidstuhl, mit Kissen aus Cactus-Weiden. Unerklärlich ist auch, daß der oft sich zeigende Brauch abliehen, einer Mumie einen falschen Kopf aufzusetzen, dessen Haupttheil ein mit Stroh gefülltes Säckchen war, während die Augen aus Muscheln bestanden, die Nase aus Wollse, und der Mund aus Strid; oben war ein Bandwägen aus Stroh aufgesetzt. Das Weibere der eingeschrumpften, rissigen Haut an den Mumien, die man bis jetzt geöffnet weißt, auch darauf hin, daß jene Nation reichlich Farbe an Leiden, und wohl auch an lebenden Körpern anwendete, sei es, um ihnen ein kriegerisches Aussehen zu geben, sei es auch bloß des Schmuckes halber.

Obwohl sich nicht einmal die Zeit mehr feststellen läßt, in welcher das bestrebende Geschlecht gelebt hat, liefern die Gräber genügenden Beweis dafür, daß wir es hier mit einem sehr barbarischen Volke zu thun haben, welches zugleich die Jagd liebt, ein ziemlich ausgebildetes Religionswesen hatte und dem Vergnügen der Kinderwelt nicht geringe Aufmerksamkeit widmete. Wir lernen aus der Ausstellung nicht nur die Begräbnisbräuche dieser vorgeschichtlichen Peruaner, sondern auch ihre Fortschritte in der Kleider-, Töpferarbeiten- und Waffenfabrikation kennen.

Offenbar wurden gewöhnlich ganze Familien in einem Grab beerdigt. Dabei fällt ein merkwürdiger Umstand auf, nämlich: daß in allen Fällen, die man bis jetzt unteruchen konnte, alle Leichen in dem nämlichen Grab zur gleichen Zeit beerdigt worden zu sein scheinen. Sollte auch dort der schaurige Brauch bestanden haben, wenn das Haupt einer Familie farbte, die überlebenden Angehörigen zu tödten oder lebend mit zu begraben? Dr. Dorsey und andere Forscher konnten nicht die geringsten directen Anhaltspunkte für eine solche Theorie finden, welche übrigens noch nicht einmal ausreicht wäre zur Erklärung dieser allgemeinen Erscheinung. Einmalen ist Dr. Dorsey zu dem Schluß gelangt,

daß die vielen Gräber in Ancon durch irgend eine große Seuche gefüllt worden seien, welche sehr viele Familien völlig dahingerafft habe. (Es ist daher bacillen fürchtigen Besuchern zu rathe, sich nicht zu nahe an diese Ausstellung heranzuwagen, — denn wer weiß, zu welcher Niedertracht so ein südländischer Bacillus oder seine Nachkommen selbst nach Jahrtausenden noch fähig sind?)

Bei Bereitung dieser Gräber wurde der Sand von der Oberfläche abgeschöpft, und dann wurde in dem festen Kiesboden ein Loch gemacht, dessen Tiefe zwischen 6 u. 20 Fuß schwankte. In dieses wurden die Leichen nebst Zubehör gelegt. Niemals befeuchtet ein Regen die Oberfläche von Ancon. Der Kies enthält große Mengen Kalkstoff, und die Leichen, die in Kalkbunastene und Blätter eingeschlagen wurden, waren zur Zeit ihrer Entdeckung ziemlich gut erhalten, obgleich sie offenbar mit feinerer Einbalmsalutamas-Flutidum behandelt worden waren.

Die Arme wurden nicht über die Brust gefaltet, und die Beine fast stets herausgezogen, bis die Knie beinahe das Kinn des Toten berührten; dann wurde die Leiche in Tuch geschlagen und mit Striden aus Alama-Wolle oder Menschenhaar fest zusammengebunden. Vor die Leiche des Familienvaters wurden Töpfe mit Pfeffer und Salz gestellt. Mann und Weib wurden fast immer nebeneinander gelegt. Neben den Mumien fand man Säcken mit Medicinen hängen, sowie Täfeln mit hieroglyphischen Zeichnungen, welche die Wissenschaften scheinlich niemals wird entziffern können! Außerdem fanden sich Säcken mit Mais und Bohnen mit Erbsen. Neben die Leiche der Frau wurde ein zierliches, aus Rinde gefertigtes Kästchen gestellt, mit Handarbeiten-Werkzeugen und Lebensmitteln gefüllt; und zu ihren Füßen ein einfacher Weidstuhl, mit Kissen aus Cactus-Weiden. Unerklärlich ist auch, daß der oft sich zeigende Brauch abliehen, einer Mumie einen falschen Kopf aufzusetzen, dessen Haupttheil ein mit Stroh gefülltes Säckchen war, während die Augen aus Muscheln bestanden, die Nase aus Wollse, und der Mund aus Strid; oben war ein Bandwägen aus Stroh aufgesetzt. Das Weibere der eingeschrumpften, rissigen Haut an den Mumien, die man bis jetzt geöffnet weißt, auch darauf hin, daß jene Nation reichlich Farbe an Leiden, und wohl auch an lebenden Körpern anwendete, sei es, um ihnen ein kriegerisches Aussehen zu geben, sei es auch bloß des Schmuckes halber.

Obwohl sich nicht einmal die Zeit mehr feststellen läßt, in welcher das bestrebende Geschlecht gelebt hat, liefern die Gräber genügenden Beweis dafür, daß wir es hier mit einem sehr barbarischen Volke zu thun haben, welches zugleich die Jagd liebt, ein ziemlich ausgebildetes Religionswesen hatte und dem Vergnügen der Kinderwelt nicht geringe Aufmerksamkeit widmete. Wir lernen aus der Ausstellung nicht nur die Begräbnisbräuche dieser vorgeschichtlichen Peruaner, sondern auch ihre Fortschritte in der Kleider-, Töpferarbeiten- und Waffenfabrikation kennen.

Offenbar wurden gewöhnlich ganze Familien in einem Grab beerdigt. Dabei fällt ein merkwürdiger Umstand auf, nämlich: daß in allen Fällen, die man bis jetzt unteruchen konnte, alle Leichen in dem nämlichen Grab zur gleichen Zeit beerdigt worden zu sein scheinen. Sollte auch dort der schaurige Brauch bestanden haben, wenn das Haupt einer Familie farbte, die überlebenden Angehörigen zu tödten oder lebend mit zu begraben? Dr. Dorsey und andere Forscher konnten nicht die geringsten directen Anhaltspunkte für eine solche Theorie finden, welche übrigens noch nicht einmal ausreicht wäre zur Erklärung dieser allgemeinen Erscheinung. Einmalen ist Dr. Dorsey zu dem Schluß gelangt,

daß die vielen Gräber in Ancon durch irgend eine große Seuche gefüllt worden seien, welche sehr viele Familien völlig dahingerafft habe. (Es ist daher bacillen fürchtigen Besuchern zu rathe, sich nicht zu nahe an diese Ausstellung heranzuwagen, — denn wer weiß, zu welcher Niedertracht so ein südländischer Bacillus oder seine Nachkommen selbst nach Jahrtausenden noch fähig sind?)

Bei Bereitung dieser Gräber wurde der Sand von der Oberfläche abgeschöpft, und dann wurde in dem festen Kiesboden ein Loch gemacht, dessen Tiefe zwischen 6 u. 20 Fuß schwankte. In dieses wurden die Leichen nebst Zubehör gelegt. Niemals befeuchtet ein Regen die Oberfläche von Ancon. Der Kies enthält große Mengen Kalkstoff, und die Leichen, die in Kalkbunastene und Blätter eingeschlagen wurden, waren zur Zeit ihrer Entdeckung ziemlich gut erhalten, obgleich sie offenbar mit feinerer Einbalmsalutamas-Flutidum behandelt worden waren.

Die Arme wurden nicht über die Brust gefaltet, und die Beine fast stets herausgezogen, bis die Knie beinahe das Kinn des Toten berührten; dann wurde die Leiche in Tuch geschlagen und mit Striden aus Alama-Wolle oder Menschenhaar fest zusammengebunden. Vor die Leiche des Familienvaters wurden Töpfe mit Pfeffer und Salz gestellt. Mann und Weib wurden fast immer nebeneinander gelegt. Neben den Mumien fand man Säcken mit Medicinen hängen, sowie Täfeln mit hieroglyphischen Zeichnungen, welche die Wissenschaften scheinlich niemals wird entziffern können! Außerdem fanden sich Säcken mit Mais und Bohnen mit Erbsen. Neben die Leiche der Frau wurde ein zierliches, aus Rinde gefertigtes Kästchen gestellt, mit Handarbeiten-Werkzeugen und Lebensmitteln gefüllt; und zu ihren Füßen ein einfacher Weidstuhl, mit Kissen aus Cactus-Weiden. Unerklärlich ist auch, daß der oft sich zeigende Brauch abliehen, einer Mumie einen falschen Kopf aufzusetzen, dessen Haupttheil ein mit Stroh gefülltes Säckchen war, während die Augen aus Muscheln bestanden, die Nase aus Wollse, und der Mund aus Strid; oben war ein Bandwägen aus Stroh aufgesetzt. Das Weibere der eingeschrumpften, rissigen Haut an den Mumien, die man bis jetzt geöffnet weißt, auch darauf hin, daß jene Nation reichlich Farbe an Leiden, und wohl auch an lebenden Körpern anwendete, sei es, um ihnen ein kriegerisches Aussehen zu geben, sei es auch bloß des Schmuckes halber.

Obwohl sich nicht einmal die Zeit mehr feststellen läßt, in welcher das bestrebende Geschlecht gelebt hat, liefern die Gräber genügenden Beweis dafür, daß wir es hier mit einem sehr barbarischen Volke zu thun haben, welches zugleich die Jagd liebt, ein ziemlich ausgebildetes Religionswesen hatte und dem Vergnügen der Kinderwelt nicht geringe Aufmerksamkeit widmete. Wir lernen aus der Ausstellung nicht nur die Begräbnisbräuche dieser vorgeschichtlichen Peruaner, sondern auch ihre Fortschritte in der Kleider-, Töpferarbeiten- und Waffenfabrikation kennen.

Offenbar wurden gewöhnlich ganze Familien in einem Grab beerdigt. Dabei fällt ein merkwürdiger Umstand auf, nämlich: daß in allen Fällen, die man bis jetzt unteruchen konnte, alle Leichen in dem nämlichen Grab zur gleichen Zeit beerdigt worden zu sein scheinen. Sollte auch dort der schaurige Brauch bestanden haben, wenn das Haupt einer Familie farbte, die überlebenden Angehörigen zu tödten oder lebend mit zu begraben? Dr. Dorsey und andere Forscher konnten nicht die geringsten directen Anhaltspunkte für eine solche Theorie finden, welche übrigens noch nicht einmal ausreicht wäre zur Erklärung dieser allgemeinen Erscheinung. Einmalen ist Dr. Dorsey zu dem Schluß gelangt,

daß die vielen Gräber in Ancon durch irgend eine große Seuche gefüllt worden seien, welche sehr viele Familien völlig dahingerafft habe. (Es ist daher bacillen fürchtigen Besuchern zu rathe, sich nicht zu nahe an diese Ausstellung heranzuwagen, — denn wer weiß, zu welcher Niedertracht so ein südländischer Bacillus oder seine Nachkommen selbst nach Jahrtausenden noch fähig sind?)

Bei Bereitung dieser Gräber wurde der Sand von der Oberfläche abgeschöpft, und dann wurde in dem festen Kiesboden ein Loch gemacht, dessen Tiefe zwischen 6 u. 20 Fuß schwankte. In dieses wurden die Leichen nebst Zubehör gelegt. Niemals befeuchtet ein Regen die Oberfläche von Ancon. Der Kies enthält große Mengen Kalkstoff, und die Leichen, die in Kalkbunastene und Blätter eingeschlagen wurden, waren zur Zeit ihrer Entdeckung ziemlich gut erhalten, obgleich sie offenbar mit feinerer Einbalmsalutamas-Flutidum behandelt worden waren.

die vielen Gräber in Ancon durch irgend eine große Seuche gefüllt worden seien, welche sehr viele Familien völlig dahingerafft habe. (Es ist daher bacillen fürchtigen Besuchern zu rathe, sich nicht zu nahe an diese Ausstellung heranzuwagen, — denn wer weiß, zu welcher Niedertracht so ein südländischer Bacillus oder seine Nachkommen selbst nach Jahrtausenden noch fähig sind?)

Bei Bereitung dieser Gräber wurde der Sand von der Oberfläche abgeschöpft, und dann wurde in dem festen Kiesboden ein Loch gemacht, dessen Tiefe zwischen 6 u. 20 Fuß schwankte. In dieses wurden die Leichen nebst Zubehör gelegt. Niemals befeuchtet ein Regen die Oberfläche von Ancon. Der Kies enthält große Mengen Kalkstoff, und die Leichen, die in Kalkbunastene und Blätter eingeschlagen wurden, waren zur Zeit ihrer Entdeckung ziemlich gut erhalten, obgleich sie offenbar mit feinerer Einbalmsalutamas-Flutidum behandelt worden waren.

Die Arme wurden nicht über die Brust gefaltet, und die Beine fast stets herausgezogen, bis die Knie beinahe das Kinn des Toten berührten; dann wurde die Leiche in Tuch geschlagen und mit Striden aus Alama-Wolle oder Menschenhaar fest zusammengebunden. Vor die Leiche des Familienvaters wurden Töpfe mit Pfeffer und Salz gestellt. Mann und Weib wurden fast immer nebeneinander gelegt. Neben den Mumien fand man Säcken mit Medicinen hängen, sowie Täfeln mit hieroglyphischen Zeichnungen, welche die Wissenschaften scheinlich niemals wird entziffern können! Außerdem fanden sich Säcken mit Mais und Bohnen mit Erbsen. Neben die Leiche der Frau wurde ein zierliches, aus Rinde gefertigtes Kästchen gestellt, mit Handarbeiten-Werkzeugen und Lebensmitteln gefüllt; und zu ihren Füßen ein einfacher Weidstuhl, mit Kissen aus Cactus-Weiden. Unerklärlich ist auch, daß der oft sich zeigende Brauch abliehen, einer Mumie einen falschen Kopf aufzusetzen, dessen Haupttheil ein mit Stroh gefülltes Säckchen war, während die Augen aus Muscheln bestanden, die Nase aus Wollse, und der Mund aus Strid; oben war ein Bandwägen aus Stroh aufgesetzt. Das Weibere der eingeschrumpften, rissigen Haut an den Mumien, die man bis jetzt geöffnet weißt, auch darauf hin, daß jene Nation reichlich Farbe an Leiden, und wohl auch an lebenden Körpern anwendete, sei es, um ihnen ein kriegerisches Aussehen zu geben, sei es auch bloß des Schmuckes halber.

Obwohl sich nicht einmal die Zeit mehr feststellen läßt, in welcher das bestrebende Geschlecht gelebt hat, liefern die Gräber genügenden Beweis dafür, daß wir es hier mit einem sehr barbarischen Volke zu thun haben, welches zugleich die Jagd liebt, ein ziemlich ausgebildetes Religionswesen hatte und dem Vergnügen der Kinderwelt nicht geringe Aufmerksamkeit widmete. Wir lernen aus der Ausstellung nicht nur die Begräbnisbräuche dieser vorgeschichtlichen Peruaner, sondern auch ihre Fortschritte in der Kleider-, Töpferarbeiten- und Waffenfabrikation kennen.

Offenbar wurden gewöhnlich ganze Familien in einem Grab beerdigt. Dabei fällt ein merkwürdiger Umstand auf, nämlich: daß in allen Fällen, die man bis jetzt unteruchen konnte, alle Leichen in dem nämlichen Grab zur gleichen Zeit beerdigt worden zu sein scheinen. Sollte auch dort der schaurige Brauch bestanden haben, wenn das Haupt einer Familie farbte, die überlebenden Angehörigen zu tödten oder lebend mit zu begraben? Dr. Dorsey und andere Forscher konnten nicht die geringsten directen Anhaltspunkte für eine solche Theorie finden, welche übrigens noch nicht einmal ausreicht wäre zur Erklärung dieser allgemeinen Erscheinung. Einmalen ist Dr. Dorsey zu dem Schluß gelangt,

daß die vielen Gräber in Ancon durch irgend eine große Seuche gefüllt worden seien, welche sehr viele Familien völlig dahingerafft habe. (Es ist daher bacillen fürchtigen Besuchern zu rathe, sich nicht zu nahe an diese Ausstellung heranzuwagen, — denn wer weiß, zu welcher Niedertracht so ein südländischer Bacillus oder seine Nachkommen selbst nach Jahrtausenden noch fähig sind?)

Bei Bereitung dieser Gräber wurde der Sand von der Oberfläche abgeschöpft, und dann wurde in dem festen Kiesboden ein Loch gemacht, dessen Tiefe zwischen 6 u. 20 Fuß schwankte. In dieses wurden die Leichen nebst Zubehör gelegt. Niemals befeuchtet ein Regen die Oberfläche von Ancon. Der Kies enthält große Mengen Kalkstoff, und die Leichen, die in Kalkbunastene und Blätter eingeschlagen wurden, waren zur Zeit ihrer Entdeckung ziemlich gut erhalten, obgleich sie offenbar mit feinerer Einbalmsalutamas-Flutidum behandelt worden waren.

Die Arme wurden nicht über die Brust gefaltet, und die Beine fast stets herausgezogen, bis die Knie beinahe das Kinn des Toten berührten; dann wurde die Leiche in Tuch geschlagen und mit Striden aus Alama-Wolle oder Menschenhaar fest zusammengebunden. Vor die Leiche des Familienvaters wurden Töpfe mit Pfeffer und Salz gestellt. Mann und Weib wurden fast immer nebeneinander gelegt. Neben den Mumien fand man Säcken mit Medicinen hängen, sowie Täfeln mit hieroglyphischen Zeichnungen, welche die Wissenschaften scheinlich niemals wird entziffern können! Außerdem fanden sich Säcken mit Mais und Bohnen mit Erbsen. Neben die Leiche der Frau wurde ein zierliches, aus Rinde gefertigtes Kästchen gestellt, mit Handarbeiten-Werkzeugen und Lebensmitteln gefüllt; und zu ihren Füßen ein einfacher Weidstuhl, mit Kissen aus Cactus-Weiden. Unerklärlich ist auch, daß der oft sich zeigende Brauch abliehen, einer Mumie einen falschen Kopf aufzusetzen, dessen Haupttheil ein mit Stroh gefülltes Säckchen war, während die Augen aus Muscheln bestanden, die Nase aus Wollse, und der Mund aus Strid; oben war ein Bandwägen aus Stroh aufgesetzt. Das Weibere der eingeschrumpften, rissigen Haut an den Mumien, die man bis jetzt geöffnet weißt, auch darauf hin, daß jene Nation reichlich Farbe an Leiden, und wohl auch an lebenden Körpern anwendete, sei es, um ihnen ein kriegerisches Aussehen zu geben, sei es auch bloß des Schmuckes halber.

Obwohl sich nicht einmal die Zeit mehr feststellen läßt, in welcher das bestrebende Geschlecht gelebt hat, liefern die Gräber genügenden Beweis dafür, daß wir es hier mit einem sehr barbarischen Volke zu thun haben, welches zugleich die Jagd liebt, ein ziemlich ausgebildetes Religionswesen hatte und dem Vergnügen der Kinderwelt nicht geringe Aufmerksamkeit widmete. Wir lernen aus der Ausstellung nicht nur die Begräbnisbräuche dieser vorgeschichtlichen Peruaner, sondern auch ihre Fortschritte in der Kleider-, Töpferarbeiten- und Waffenfabrikation kennen.

Offenbar wurden gewöhnlich ganze Familien in einem Grab beerdigt. Dabei fällt ein merkwürdiger Umstand auf, nämlich: daß in allen Fällen, die man bis jetzt unteruchen konnte, alle Leichen in dem nämlichen Grab zur gleichen Zeit beerdigt worden zu sein scheinen. Sollte auch dort der schaurige Brauch bestanden haben, wenn das Haupt einer Familie farbte, die überlebenden Angehörigen zu tödten oder lebend mit zu begraben? Dr. Dorsey und andere Forscher konnten nicht die geringsten directen Anhaltspunkte für eine solche Theorie finden, welche übrigens noch nicht einmal ausreicht wäre zur Erklärung dieser allgemeinen Erscheinung. Einmalen ist Dr. Dorsey zu dem Schluß gelangt,

daß die vielen Gräber in Ancon durch irgend eine große Seuche gefüllt worden seien, welche sehr viele Familien völlig dahingerafft habe. (Es ist daher bacillen fürchtigen Besuchern zu rathe, sich nicht zu nahe an diese Ausstellung heranzuwagen, — denn wer weiß, zu welcher Niedertracht so ein südländischer Bacillus oder seine Nachkommen selbst nach Jahrtausenden noch fähig sind?)

Bei Bereitung dieser Gräber wurde der Sand von der Oberfläche abgeschöpft, und dann wurde in dem festen Kiesboden ein Loch gemacht, dessen Tiefe zwischen 6 u. 20 Fuß schwankte. In dieses wurden die Leichen nebst Zubehör gelegt. Niemals befeuchtet ein Regen die Oberfläche von Ancon. Der Kies enthält große Mengen Kalkstoff, und die Leichen, die in Kalkbunastene und Blätter eingeschlagen wurden, waren zur Zeit ihrer Entdeckung ziemlich gut erhalten, obgleich sie offenbar mit feinerer Einbalmsalutamas-Flutidum behandelt worden waren.

Die Arme wurden nicht über die Brust gefaltet, und die Beine fast stets herausgezogen, bis die Knie beinahe das Kinn des Toten berührten; dann wurde die Leiche in Tuch geschlagen und mit Striden aus Alama-Wolle oder Menschenhaar fest zusammengebunden. Vor die Leiche des Familienvaters wurden Töpfe mit Pfeffer und Salz gestellt. Mann und Weib wurden fast immer nebeneinander gelegt. Neben den Mumien fand man Säcken mit Medicinen hängen, sowie Täfeln mit hieroglyphischen Zeichnungen, welche die Wissenschaften scheinlich niemals wird entziffern können! Außerdem fanden sich Säcken mit Mais und Bohnen mit Erbsen. Neben die Leiche der Frau wurde ein zierliches, aus Rinde gefertigtes Kästchen gestellt, mit Handarbeiten-Werkzeugen und Lebensmitteln gefüllt; und zu ihren Füßen ein einfacher Weidstuhl, mit Kissen aus Cactus-Weiden. Unerklärlich ist auch, daß der oft sich zeigende Brauch abliehen, einer Mumie einen falschen Kopf aufzusetzen, dessen Haupttheil ein mit Stroh gefülltes Säckchen war, während die Augen aus Muscheln bestanden, die Nase aus Wollse, und der Mund aus Strid; oben war ein Bandwägen aus Stroh aufgesetzt. Das Weibere der eingeschrumpften, rissigen Haut an den Mumien, die man bis jetzt geöffnet weißt, auch darauf hin, daß jene Nation reichlich Farbe an Leiden, und wohl auch an lebenden Körpern anwendete, sei es, um ihnen ein kriegerisches Aussehen zu geben, sei es auch bloß des Schmuckes halber.

Obwohl sich nicht einmal die Zeit mehr feststellen läßt, in welcher das bestrebende Geschlecht gelebt hat, liefern die Gräber genügenden Beweis dafür, daß wir es hier mit einem sehr barbarischen Volke zu thun haben, welches zugleich die Jagd liebt, ein ziemlich ausgebildetes Religionswesen hatte und dem Vergnügen der Kinderwelt nicht geringe Aufmerksamkeit widmete. Wir lernen aus der Ausstellung nicht nur die Begräbnisbräuche dieser vorgeschichtlichen Peruaner, sondern auch ihre Fortschritte in der Kleider-, Töpferarbeiten- und Waffenfabrikation kennen.

Offenbar wurden gewöhnlich ganze Familien in einem Grab beerdigt. Dabei fällt ein merkwürdiger Umstand auf, nämlich: daß in allen Fällen, die man bis jetzt unteruchen konnte, alle Leichen in dem nämlichen Grab zur gleichen Zeit beerdigt worden zu sein scheinen. Sollte auch dort der schaurige Brauch bestanden haben, wenn das Haupt einer Familie farbte, die überlebenden Angehörigen zu tödten oder lebend mit zu begraben? Dr. Dorsey und andere Forscher konnten nicht die geringsten directen Anhaltspunkte für eine solche Theorie finden, welche übrigens noch nicht einmal ausreicht wäre zur Erklärung dieser allgemeinen Erscheinung. Einmalen ist Dr. Dorsey zu dem Schluß gelangt,

daß die vielen Gräber in Ancon durch irgend eine große Seuche gefüllt worden seien, welche sehr viele Familien völlig dahingerafft habe. (Es ist daher bacillen fürchtigen Besuchern zu rathe, sich nicht zu nahe an diese Ausstellung heranzuwagen, — denn wer weiß, zu welcher Niedertracht so ein südländischer Bacillus oder seine Nachkommen selbst nach Jahrtausenden noch fähig sind?)

Bei Bereitung dieser Gräber wurde der Sand von der Oberfläche abgeschöpft, und dann wurde in dem festen Kiesboden ein Loch gemacht, dessen Tiefe zwischen 6 u. 20 Fuß schwankte. In dieses wurden die Leichen nebst Zubehör gelegt. Niemals befeuchtet ein Regen die Oberfläche von Ancon. Der Kies enthält große Mengen Kalkstoff, und die Leichen, die in Kalkbunastene und Blätter eingeschlagen wurden, waren zur Zeit ihrer Entdeckung ziemlich gut erhalten, obgleich sie offenbar mit feinerer Einbalmsalutamas-Flutidum behandelt worden waren.

**Hofbräuhauskur.**

Von Jan van Ruysden.

„Sie müssen einmal aus dem ewigen Eimerle heraus“, sagte mein Freund, der Doctor. „Gehen Sie auf's Land, machen Sie eine Kur durch, gleichgültig, welche, in Marienbad, in Franzensbad, oder trinken Sie nicht zu viel Wasser, denn es ist nicht harmlos. Haben Sie ab!“

„Auf's Land? Nein. Marienbad? Franzensbad? Keine ich auswendig. Wasser? Nein. Und doch eine Kur!“

Nach kurzem Besinnen entschied ich mich für eine Kur im Hofbräuhaus zu München. Die Luft ist dort vorzüglich, im Hofe nämlich; liebenswürdig Erinnerungen triefen sich an ihn und ich war lange nicht dagewesen. Ich wollte sie auch wiedersehen, die wallenden Wolken von Malzbunst, die durch die Gatter streichen, voll Wohlgeruch und verheißender Fruchtigkeit.

Wenn es irgend geschehen kann, reise ich am liebsten bei Tage. Man sieht dann die grüne Ebene und ist weniger Gefahren ausgesetzt, als in der Nacht. Es ist auch von Wichtigkeit bei meiner Vorliebe für die Halbcoupe, die auf der Stirnseite mit Glastischen ausgestattet sind. Kommt es einmal zu einem Zusammenstoß, so leistet ein solches Halbcoupe feineren heftigen Widerstand, ist sofort platzgebriert und man mit.

Da dies eben bei Tage nicht so leicht vorzukommen kann, sah ich in dem engen Raum stillerzuquatschen und blüde auf das Gefilde hinaus und nach den fernen Bergen, vor denen der Traunstein in seiner edlen Gestalt sich erhebt. Was man nicht in der Nacht davon? Nichts. Man sieht nichts von al' dieser Herab-sicht, nichts von der Bergwelt hinter Salzburg, nichts von den breiten Firnen, die von Reichenhall und Berchtesgaden herüberströmen in sichter Pracht. „Gut“, wird jemand sagen, „das habe ich schon so oft gesehen.“ Es ist vielleicht ein Grund, aber immerhin bleibt es ein erfrischendes Vergnügen, an einem klaren Sommertage die wunderbare Erscheinung an sich vorüberziehen zu lassen, zumal wenn man in einem Halbcoupe mit Glastischen sitzt.

Man hat ja auch den Stefanssturm schon oft gesehen und sieht doch jedesmal, wenn man in seine Nähe kommt, mit Freude an ihm hinauf. Auch die Münchner Frauenthürme kenne ich schon auswendig und doch erfüllt mich jedesmal von Neuem ihr Anblick mit Wohlbehagen, und ich lobe mir die Bayern, daß sie ihnen die Gestalt von Hümpeln gegeben haben. Früher habe ich mir oft gedacht, wenn ich als Fräulein nur den einen Frauenthurm halb voll und Abends den anderen ganz voll haben könnte! Wie würde ich den Dedel ausschlagen und so einen Thurm an den Mund legen und seinen Inhalt langsam durch die Gurgel rinnen lassen! Ja, das war früher; jetzt bin ich weit genügsamer. Der Mensch veredelt sich mit der Zeit, er hält Mühe in allen Dingen und ein Maßtrag hält auch einen guten Schluß.

Wenn der Pfingsttag die Stadt in westem Bogen umfahren hat und sich dem Hauptbahnhof nähert, da sieht man sie schön, die lieben Keller; da ist der Haderbräu, Hofbräu, Franziskaner und wie sie alle heißen, und man begrüßt sie etwa wie, wenn man einmal wieder nach Marienbad kommt, den Fernbrennensbrunnen, den Kreisbrunnen und die Salzquelle. Auf einem der Keller sind im schwarzen Gestalten dichtgedrängter Kasanien helle Schatteln zu sehen, von denen jede einen grauen Punkt vor sich auf dem Tische hat: Studenten mit Maßkrügen. Sie sitzen eine Weile nach dem langsam rollenden Zug, der über die Weiche fährt, herüber und trinken dann weiter. Sie trinken vielleicht so lange, bis ihr Bildnis, bid und fett, in die „fliegenden Blätter“ gelangt.

Wenn man in München schönes Wetter trifft, ist es dort ganz reizend, namentlich nach Sonnenuntergang, sobald die Maßkrüge ihre Hauptmans beruhen antreten. Man sieht sie wohl den ganzen Tag, aber doch nur vereinigt, am Abend dagegen in ganzen Schwärmen. Ueberall begegnet man Mädchen und selbst Kindern, die den grauen Krug mit dem zinernen Klappdeckel in der Hand, über die Ohren geben. In der Nähe des Hofbräuhauses ist das Gewimmel am größten. Dahin lenkte auch ich meinen Schritt, denn ich wollte die Kur sofort beginnen. Durch das große Thor kam ich auf den